Wolken

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 34

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646824

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

WOLKEN

Von Walter Schweizer.

„Eine Landschaft ohne Wolken ist wie ein Gesicht ohne Augenbrauen", seufzte Albrecht Dürer, als er sich vom ersten Entzücken über den seit Tagen in makelloser Reinheit strahlenden Himmel Italiens erholt hatte. Und wie er empfinden Hunderte und Tausende.

Die Wolken, immer und überall sichtbar, der Erde und dem Himmel zugehörig, sind gleichsam Inbegriff des Sinnbildes — das Grundstoff und Grundform aller Kunst ist — wurzelnd in der Erde, in den Himmel reichend, aus Irdischem und Geistigem zusammengewachsen.

Und wie schauen nun die Dichter die Wolken?

Die Alten sahen die Wolken als Zeichen und Bild des Göttlichen: Zeus sitzt auf dem Gipfel des Gargaros in „duftender Wolkenumhüllung", und in einer Wolke entführt die Gottheit, wen sie retten will, wie Artemis die Iphigenie vom Opferaltar in Aulis. Paul Heyse hat in einem seiner Verse diese Ueberlieferung aufgenommen, um die seelische Entrückung darzustellen. Er schreibt:

Hat dich die Liebe berührt,
Still unter lärmendem Volke,
Gehst du in goldener Wolke,
Sicher vom Gotte geführt.

Vielfach erscheint die Wolke den Dichtern als Abbild der eigenen Stimmung, so bei Lenau, dessen „Herbstentschluß" also beginnt: „Trübe Wolken, Herbstesluft." Da spricht er den ewigen Herbst aus, zu dem seine Seele verdammt ist. Eichendorff aber, dessen Wesen auf Ahnung und Sehnsucht gestimmt ist, dessen Lied gleichsam die Stimmung an sich, unbeschwert von stofflicher Masse, erstrebt, schaut die Wolken als leichte, lose Gebilde:

Wünsche wie die Wolken sind,
Schiffen durch die stillen Räume,
Wer erkennt im lauen Wind,
Ob Gedanken oder Träume?

Andrerseits aber verdichtet sich das düstere, das Traumhafte, das in seiner Seele, seinen Versen graut, zu Wolken, die durch seine Strophen wandern:

Auf die Dächer zwischen blassen
Wolken scheint der Mond herfür.

Sie kommen von weiten Fernen:

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,

sie ziehen weithin:

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß.

Angelus Silesius sieht im Wolkentreiben ein ewiges Spiel:

Dies alles ist ein Spiel,
Das sich die Gottheit macht.

Ein himmlischer Puppenspieler formt aus Wolken Stoff, Berge, Tiere, Häupter, zerschmilzt, zerreißt sie und formt stetsfort neue Figuren. Conrad Ferdinand Meyer bildet den natürlichen Vorgang des Entstehens und Vergehens der Wolken menschenhaft wie kein zweiter Dichter und dies in einem kleinen Mythos, „Der Gesang des Meeres" an seine Kinder, — die Wolken:

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt ihr? Fahret wohl! Auf Wiedersehen!
Eure wandellustigen Gestalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.

Segelt, kühne Schiffer, in den Lüften!
Traget glühnden Kampfes Purpurtrachten!
Brauet Stürme! Blitzet! Liefert Schlachten!
Sucht die Gipfel! Ruhet über Klüften!

Rauscht im Regen! Murmelt in den Quellen!
Füllt die Brunnen! Rieselt in den Wellen!
Braust in Strömen durch die Lande nieder —
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

Wie eine Böcklin'sche Phantasie mutet uns dieses Gedicht an, während die Verse eines Martin Greif "Abend" und „Die einsame Wolke", „Feldeinsamkeit" von Gottfried Keller eher an Thoma'sche Landschaften erinnern:

Keller: Wanderbilder,

Und auf Wolken wandeln sacht
Die weißen Wolkenfrauen
Die in der Flut kristallner Nacht
Ihr klares Bild beschauen.

Greif:

Goldgewölk und Nachtgewölke,
Regenmüde still vereint!
Also lächelt eine welke
Seele, die sich satt geweint.
Doch die Sonne sinkt und ziehet
Nieder alle eitle Pracht,
Und das Goldgewölk verglühet
Und verbrüdert sich die Nacht.

Die Dichter wandeln die Natur nicht zu Gestalt, doch sie beseelen sie: Gleichnis menschlichen Schicksals, und zugleich spüren wir die Atmosphäre: die Feuchtigkeit der Luft, das Verschwimmen, Verbleichen, Verschwinden der Farben. Herrlich ist hier auch Hermann Allmers Vers:

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben.
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.
Und schöne, weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne, stille Träume.

Und wie herrlich der Vers von Julius Wolff:

Da fährt aus den Wolkenhallen
Hernieder ein roter Strahl,
Und krachende Donner hallen
Rollend durchs Felsental.

Ganz Atmosphäre sind die Wolkengedichte Goethes, der sie zum Gedächtnis Howards schrieb, jenes Erforschers der Luft, der zuerst die verschiedenen Wolkenformen unterschied, und so schildern seine Strophen „Stratus": „sammelnd breit an Streife Streifen"; „Cumulus": „Zum Herrlichsten geballt"; „Cirrus": „ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf, wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf."

Zum Schlusse bringen wir noch Wil Vespers „Auf der Höhe":

Höher, höher will des Vogels Herz,
Will das unsre, wolken-, himmelwärts.
Näher will es wohnen bei dem Licht.
Nach der Tiefe will die Seele nicht.
Ihr geheimster, ält'ster Traum ist Flug.
Immer ist sie sich nicht leicht genug.
Sieh, wir stehn auf höchsten Berges Joch!
Sage Herz, was trägt dich höher noch?
Bis der Abendwolken Weg erreicht?
Liebe! — Liebe macht dich federleicht!